

eher geneigt, in dem „exklusiven Offenbarungsanspruch des wahren Gottes“ (M. Hengel) den vorherrschenden Grund für die Abneigung der übrigen Nationen zu erblicken.

Schade, daß das anregende Büchlein zwar eine „Auswahlbibliographie“, aber keinen Anmerkungsteil besitzt.

Wendelstein

Richard Klein

*Konrad Onasch / Annemarie Schnieper: Ikonen. Faszination und Wirklichkeit, Freiburg – Basel – Wien (Herder) 1995, 301 S., zahlreiche Abb., geb., ISBN 3-451-23533-1.*

Einer der Autoren, K. Onasch, gilt als einer der Pioniere der Ikonen-Forschung in den letzten 50 Jahren. Sein zuerst 1961 erschienenen Buch „Ikonen“ (Berlin und andere Orte; auch im Ausland in Übersetzungen gedruckt) hat sicher mit dazu beigetragen, daß die Ikonen im Westen einen großen Freundeskreis gefunden haben. Die Ankündigung, es würde ein weiteres umfangreiches Buch dieses Autors erscheinen, weckte vielfältige Erwartungen. Die Leser erhofften sich einen souveränen Text als Einführung und Überblick sowie exzellente Abbildungen mit fundierten Kommentaren zu den einzelnen Stücken. Man erwartete ein Buch, das den Liebhabern der Ikonen reiches Anschauungsmaterial und gute Erläuterungen bietet, das aber auch Kirchen- und Kunsthistorikern breiten Nutzen bringt. Diese Erwartungen werden, das sei schon vorweggenommen, in keiner Weise erfüllt.

Zum Text: Sicher ist es sehr schwierig, auf einer begrenzten Anzahl von Seiten – auch wenn die Zahl, wie im vorliegenden Fall, relativ groß ist – einen Überblick über die verschiedenen Aspekte der Ikonenmalerei zu geben. Es ist auch noch nachzuvollziehen, wenn viele Probleme dabei vereinfacht werden müssen. Dennoch sollten sich Autoren/innen bemühen, die Fakten richtig wiederzugeben und den Text übersichtlich zu gestalten. Beim vorliegenden Band sind die Ausführungen nicht nur häufig weitschweifend, sondern teilweise auch so salopp, daß man Mühe hat zu verstehen, was gemeint ist, und der Text ist sehr unübersichtlich gegliedert. Noch schlimmer ist es, daß zahllose Fakten falsch sind.

Einige Beispiele: Die „Mumienporträts“ sind typisch römisch-kaiserzeitliche Werke; sie waren Tafelbilder, die sekundär in der Umhüllung von Mumien verwendet

worden sind (S. 11). Bilder in der Technik der Wachsmalerei können natürlich nur in Werkstätten, und zwar von hoch qualifizierten Künstlern, nicht jedoch von „fliegenden Händlern“ ausgeführt worden sein (S. 11). – Falsch ist die Behauptung zu Theodosius d.Gr., „Seine Herrschaft beschränkte sich auf den Ostteil des Reiches“; Theodosius war Kaiser des gesamten Römischen Reiches; erst bei seinem Tod im Jahre 395 wurde sein Sohn Arkadios Nachfolger im Osten, sein Sohn Honorius Nachfolger im Westen; dessen Hauptstadt war zunächst Mailand, dann Ravenna (S. 13). Wenig später wird im Text – richtig – von einer „Teilung des Römischen Reiches in eine westliche und östliche Hälfte“ berichtet, allerdings mit der falschen Jahresangabe 398 n.Chr. (S. 31). – Alexios I. Komnenos (Regierungszeit 1081–1118) kann kaum die Kreuzfahrer gegen die „Osmanen im Hl. Land“ eingesetzt haben; Syrien und Palästina wurden nämlich erst 1516 osmanisch (S. 46). – Der Typus des Christus als „König der Könige und Großer Hohepriester“ ist erst nach der Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen 1453 entstanden, und zwar wahrscheinlich auf Kreta. Er kann gelegentlich Mittelfigur einer Deesis-Gruppe sein, muß es aber keineswegs (S. 128). – Warum die halbfigurige Blachernitissa gerade in Rußland so verbreitet ist, wird überhaupt nicht mitgeteilt; das wäre eine Möglichkeit gewesen, anschaulich vom Verhältnis vom Urbild zum Abbild, den Unterschieden der Kunstlandschaften und dem Wesen der Ikonen zu berichten (S. 158 f.).

Zu den Kommentaren: Es wimmelt von Fehlern und ungenauen Formulierungen. Einige Beispiele seien angeführt. In der Beschreibung der Deesis (S. 5 zu Abb. S. 4) hätte „Heilige um den Altar mit dem Lamm Gottes“ erklärt werden müssen; dargestellt ist auf dem Altar Christus im Kelch, also der „Melismos“. Falsch ist der Hinweis, unten auf derselben Ikone seien Klostergründer abgebildet; es handelt sich vielmehr um Petrus und Paulus. – Unzutreffend ist die Angabe, die Vladimirskaia sei eine Mischung aus Hodegetria und Episkepsis; Episkepsis ist eine Ehrenbezeichnung, keine Typenbezeichnung (S. 5 unten). – Die früheste Darstellung des Akathistos-Hymnos findet sich nicht auf einem Fresko in der Pantanassa-Kirche in Mistra (und die Malereien dieser Kirche sind nicht zwischen 1238 und 1241 datiert, sondern um 1430; die Kirche ist überhaupt erst 1428 geweiht worden! Von einem Vorgängerbau ist nichts be-

kannt), sondern vielmehr, je nach der Datierung, in der Olympiotissa bei Elasson, dem Hg. Nikolaos oder der Panhagia Chalkeon in Thessaloniki, jedenfalls in der Zeit um 1300 oder im frühen 14. Jh. (A. Pätzold, *Der Akathistos-Hymnos* [1989]; E.C. Constantinides, *The Wall Paintings of the Panagia Olympiotissa at Elasson in North-Thessaly* [1992]; vgl. S. 7). – Wahrscheinlich ist Feofan Grek nicht 1370 aus Konstantinopel „geflüchtet“, sondern er ist, wie viele andere Griechen, nach Rußland gegangen, weil es dort große Aufträge gab (S. 7). – Anastasios auf der Tafel eines Consular-Diptychons, das in das Jahr 517 n.Chr. datiert werden kann, hält in der rechten Hand eine Mappa und ist somit als Veranstalter von Spielen und nicht etwa als „Richter“ gekennzeichnet; das ist auch auf dem unteren Teil der Elfenbeintafel zu sehen, der auf der Abbildung leider abgeschnitten ist (S. 11). – Kaiserin Ariadne hat natürlich nicht den „Reichsapfel“, sondern die Sphaira oder Weltkugel in der Hand (S. 11). – Das exquisite Goldglas in Brescia ist nicht eine „Goldglas-Ikone“, sondern wahrscheinlich Mittelteil einer Schale; es stammt auch nicht aus dem 5. Jh., sondern dürfte 220/25 n.Chr. entstanden sein; es stellt keinesfalls Galla Placidia mit ihren beiden Kindern Valentinian III. und Honoria dar, es bildet vielmehr Privatleute ab (vgl. die seltsame Beischrift „Bounneri Kerami“); weiterhin ist es nicht „zwischen Glasscheiben gerahmt“; und schließlich ist Galla Placidia im Jahre 450 n.Chr. nicht in Ravenna, sondern in Rom gestorben (das alles sind sachliche Fehler eines einzigen Kommentars von sieben Zeilen auf S. 11).

Sarkophage aus „Kalksteinarten“ sind keineswegs typisch für das Ägypten des 3. Jahrtausends v. Chr. Den Ausdruck „Fleischfresser“ benutzt Plinius für ein vulkanisches Gestein, das bei Assos (heutige nordwestliche Türkei) gebrochen und für Sarkophage verwendet wurde (n.h. II 210; XXXVI 121). Die gesamten Ausführungen zu „Sarkophage“ sind ohne Kenntnis der Materie geschrieben (S. 12). – Die Mumienbildnisse sind gerade nicht von Christen benutzt worden (S. 16). – Der thronende Christus aus Bawit, jetzt in Kairo, der wie eine Scheibe aus dem Zusammenhang geschnitten ist, kann nicht als „Ikone“ bezeichnet werden; die koptischen Christen hatten kaum „volle Religionsfreiheit“ (S. 17). – Das „türkische Relief aus Asia Minor“ ist ein Ausschnitt aus einer Metope des Athena-Tempels in Troja (Iliion; Kleinasien, heutige Türkei) mit Helios, vielleicht bald nach 300 v.Chr. (mög-

licherweise auch später, auf alle Fälle aber im Hellenismus) entstanden; sie wird im Pergamon-Museum in Berlin aufbewahrt (S. 24). – Die Mosaiken der Cappella Arcivescovile in Ravenna sind wahrscheinlich um 500 n.Chr., die des sogenannten Mausoleums der Galla Placidia um 430/50 n.Chr. zu datieren (S. 25). – Der „Codex Panteleimonos“ (Athos, Kloster Hg. Panteleimon, Cod. 6, fol. 39v), im 12. Jh. entstanden, hat überraschenderweise eine Datierung „6./11. Jh.“ (S. 29). – Das Fresko mit der Dreieinigkeit im Athos-Kloster Dochariou wird in das 16. Jh. angesetzt (S. 29); die Malereien des Katholikon sind in das Jahr 1568 datiert, nicht jedoch diejenigen der Trapeza; stilistisch gehören sie in das 18. Jh. – Der „italo-byzantinische“ Stil hat sich sicher nicht in Mittel- und Südtalien ausgebildet, sondern auf Kreta; und Nerezi (Makedonien) ist nicht als „Pflanzstätte“ der „Spiritualität in Serbien“ anzusehen (S. 32). – Auf S. 37 wird die Patene, die Justinian auf dem Mosaik in S. Vitale, Ravenna, hält, in der linken Spalte als „Weiheschale für das eucharistische Brot“, in der rechten Spalte unten als „das liturgische Kranzbrot“ bezeichnet (was ist das wohl?). – Bei dem Deesis-Mosaik in der Hg. Sophia in Konstantinopel sind glücklicherweise von Maria und Johannes weit mehr als „ein Teil der Köpfe“ erhalten geblieben (S. 35). – Die kostbare Relief-Email-Ikone in Venedig ist nicht als Mittelteil eines Evangeliendeckels wiederverwendet worden (S. 40); wie sollte sie das wohl bei den Maßen (H 44 cm, B 36 cm)? – „Christliche Steinreliefs“ sind nicht erst seit dem 10./11. Jh. bekannt, sondern beispielsweise in Hg. Polyeyktos, Konstantinopel (524–527 n.Chr.), gefunden worden; die Relief-Ikone des Hl. David stammt nicht aus dem 11. Jh., sondern ist erheblich später zu datieren (S. 40). – Der Hl. Georg auf der äthiopischen Buchmalerei ist nicht mit Flügeln dargestellt (dann wäre er ein Unikum in der gesamten Kunst!), vielmehr ist die nach hinten wehende Chlamys stark stilisiert, so wie auch die anderen Gewänder (S. 69, vgl. das Email auf derselben Seite). – Die Ikone des Abts Abraham, jetzt in Berlin, ist gerade nicht in Enkaustik gemalt, sondern sie ist ein frühes und charakteristisches Beispiel für Temperafarben (S. 70).

Die Gottesmutter von Tolga, nach den Verf. „eine kleine neue, sehr rührende Variante der Eleusa-Darstellung“ (S. 78), ist nur auf der Abbildung so klein; sie gehört vielmehr zu den ungewöhnlich großen russischen Ikonen (Höhe 1,39 m, Breite 0,91 m). – Der Typus der „Schmerz-

mann-Ikone" ist keinesfalls in frühbyzantinischer Zeit, sondern wohl erst in der spätbyzantinischen Phase entstanden, und zwar wahrscheinlich im byzantinischen Bereich und nicht im Abendland (S. 68, 113). – Es ist zumindest mißverständlich, wenn S. 135 von einer „auf Leinwand“ gemalten Ikone gesprochen wird; die Ikone hat selbstverständlich Holz als Träger, eine Leinwand gehört zum Aufbau der Malschicht (vgl. S. 234). – Die Sophien-Kirche in Kiev ist nicht im Jahr 1039 eingeweiht, sondern wahrscheinlich im Jahre 1046 (S. 156). – „Gottesmutter Paraklesis, in Ochrid arbeitender griechischer Künstler, 12./13. Jh. Diese Ikone ist der linke Flügel eines Diptychons in der Sophien-Kirche von Kiev“ (S. 157). Die Ikone wird im Kloster des Hg. Neophytos bei Paphos, Zypern, aufbewahrt und stammt aus der dortigen Höhlenkirche; sie dürfte von einem griechischen Meister auf Zypern hergestellt worden sein, und zwar wahrscheinlich um 1183; mit Ochrid und Kiev hat sie also überhaupt nichts zu tun!

Die linke Abb. auf S. 202 zeigt keine russische Ikone, sondern eine Buchmalerei, und zwar aus dem Menologion des Kaisers Basileios II., etwa aus dem Jahre 985, die in Konstantinopel entstanden ist. – Die Marmorintarsie S. 247 ist nicht „frühbyzantinisch“, sondern wurde in Ostia gefunden und stammt aus dem Ende des 4. Jhs. – Der Sarkophag des Iunius Bassus steht nicht in den „Grotten von St. Peter“, sondern seit vielen Jahren im „Tesoro“ in St. Peter in Rom (S. 247, 252). – Völlig unzutreffend ist, was zur byzantinischen Keramik im allgemeinen geschrieben wird (S. 248); es gibt eine sehr reiche Produktion, und man kann überhaupt nicht sagen, daß „Byzanz der orientalischen Scherbe gegenüber stets auf Distanz geblieben“ ist; sogar vorzüglich gearbeitete Keramik-Ikonen sind in Konstantinopel gefunden worden. – Die Holzschnitzerei ist keine „Gottesmutter Panhagia“, sondern ein „Panhagiarion“ oder Enkolpion, ein Brustanhänger; Maria ist im Typus der Blachernitissa gezeigt (S. 253).

Das ist nur eine kleine Auswahl an schweren sachlichen Fehlern; die Reihe ließe sich fast beliebig fortsetzen. Der Rez. und – sicher auch – die Leser fragen sich, wo „der Text dieses universal gebildeten, geistvoll und brillant formulierenden Autors“ geblieben ist (Ankündigung auf der hinteren Innenseite des Umschlages); im gedruckten vorliegenden Band ist sehr wenig oder nichts davon zu finden. Die Leser werden außerdem mit Fachausdrücken,

Typen- oder Ehrenbezeichnungen, Orts- oder Landschaftsangaben und vielem anderem überschüttet. Es fehlen fast immer die Erklärungen. Dringend erforderlich wäre außerdem ein Glossar gewesen, das den Umgang mit dem Buch erleichtert hätte. Das Register erscheint wenig hilfreich, wie verschiedene Stichproben ergaben.

Zu den Abbildungen: Ein Benutzer kann nicht nachvollziehen, nach welchen Gesichtspunkten die Auswahl vorgenommen worden ist. Die Reihe beginnt mit einer mäßigen hl. Paraskeva aus Novgorod; es folgen ein äußerst seltener russischer Typus der Gottesmutter (19. Jh.; Werk der „Volkskunst“; nach I. Benchev, *Handbuch der Muttergottesikonen Rußlands* [1985] 25 und I.B. Sirota, *Die Ikonographie der Gottesmutter in der Russischen Orthodoxen Kirche* [1992] 106 wurde die Uríkone im Jahre 1739 [und nicht 1793] aufgefunden), eine handwerklich bescheidene griechische neuzeitliche Ikone, ein Paulus (ein russisches Meisterwerk des frühen 15. Jhs.) und eine neuzeitliche rumänische Kopie der Vladimirskaia (sehr mäßige „Volkskunst“) u.s.w. Man erhält keinen Eindruck von den verschiedenen Kunstprovinzen und überhaupt keine Vorstellung von der stilistischen Entwicklung. Qualitätvolle Stücke stehen neben einfachster „Volkskunst“ (die selbstverständlich durchaus ihren eigenen Reiz hat!). Ganz ausgefallene Typen oder sogar extrem seltene Varianten werden neben gängigen Typen abgebildet. Die Leser erfahren kaum, welche Typen weit verbreitet sind, welche räumlich und zeitlich beschränkt sind, welche Ausnahmen darstellen. Derartige Informationen würden den Ikonen-Liebhabern sehr nützen.

Nur in Ausnahmen werden Maße angegeben. Man erhält überhaupt keine Vorstellung, ob ein Stück groß- oder kleinformatig ist. Es scheint kein System zu geben, wann eine Ikone klein oder groß abgebildet ist. Viele Meisterwerke sind klein und noch dazu farblich schlecht wiedergegeben; sie haben kaum die Größe von zwei deutschen Sonderbriefmarken (z.B. S. 19, 35, 51, 52, 53, 59, 62, 63, 65 u.s.w.). Zahlreiche Abbildungen sind unscharf oder in den Farben verfälscht. Die Ankündigung (Umschlag vorn innen) verheißt zwar: „Zahlreiche Abbildungen wurden für dieses Werk neu fotografiert“, offensichtlich aber nicht von ausgebildeten Fotografen, die geübt sind in der Anfertigung von – sicher recht schwierigen – Aufnahmen der Ikonen. – Von der Gottesmutter von Tschestochau wird eine Aufnahme

abgebildet, auf der von der gemalten Ikone nichts zu sehen ist (S. 161). – Wandmosaik und Wandmalereien, Buchmalerei, ein Reliquiar und vieles andere sind eingestreut, ohne daß es verständlich wird, aus welchen Gründen. Es wird fast nie angegeben, in welchen Kirchen, Museen oder Sammlungen und an welchen Orten sich die Stücke befinden.

Zusammenfassend muß man leider feststellen: Der Text ist sehr unübersichtlich; viele wichtige Fragen werden nicht behandelt; es ist eine große Zahl an schlimmen sachlichen Fehlern vorhanden. Eine erhebliche Anzahl der Abbildungen zeigt eine schlechte Qualität; bei sehr vielen ist das Format entschieden zu klein; es sind keine Gesichtspunkte zu erkennen, warum die Ikonen in der vorliegenden Weise angeordnet sind; die Aufbewahrungsorte der einzelnen Stücke werden nicht angegeben. In den Kommentaren finden sich unzählige sachliche Fehler. Wenn sich Kirchen- oder Kunsthistoriker sowie Liebhaber seriös über Ikonen informieren wollen, müssen sie andere Publikationen heranziehen (z.B. H.P. Gerhard, *Welt der Ikonen* [Recklinghausen 1980]; K. Weitzmann u.a., *Die Ikonen* [Freiburg 1982]; B. Rothemund, *Handbuch der Ikonenkunst I* [München 1985]).

Marburg

Guntram Koch

*Franz-Heinz Hye (Bearb.): Stadt und Kirche.* Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas Bd. 13, herausgegeben vom Österreichischen Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung und dem Ludwig Boltzmann Institut für Stadtgeschichtsforschung, Linz (Gutenberg Werbering) 1995, 351 S., Ln. geb., ISBN 3-900387-53-2.

Der anregende Band stellt das Ergebnis eines 1993 in Innsbruck zum Thema abgehaltenen Symposions dar. Einleitend behandelt C. Brühl den Fragenkomplex „Episcopos und Civitas“ an der Schwelle von der Spätantike zum Frühmittelalter. Dabei zeigt sich, daß die oft angenommene Sakralkontinuität (Tempel zu Kathedrale) alles eher als der Normalfall war. F. Zaisberger bietet einen guten Überblick über die elf „Städte der Salzburger Erzbischöfe“ und arbeitet die bestehenden Parallelen und Unterschiede heraus. Das Ringen um die Stadtautonomie zwischen Bischöfen und Bürgern, das bei Bischofsstädten praktisch regelmäßig feststellbar ist, zeigen an Einzelbeispielen H. Stehkämpfer für

Köln und H. Flachenecker für Brixen auf. Die noch längst nicht wirklich aufgearbeitete Thematik „Stadt und Pfarre“ behandelt K. Amon, der den Forschungsstand über die Pfarre, soweit dieser als gesichert gelten kann, zunächst knapp referiert. Es ist das Verdienst Amons, immer wieder auf das Phänomen der „Pfarre vor der Pfarre“ hingewiesen zu haben, also auf Entwicklungsstufen, die vor der Einführung des systematischen Pfarrnetzes feststellbar sind. Als Belege dienen ihm Nachweise von „plebs“ bzw. „plebes“. Die Ablösung des Eigenkirchenwesens durch das Pfarrnetz fand sicherlich nicht von einem Tag auf den andern statt. Umgekehrt finden sich Termini wie „plebs“ und „plebes“ in der Diözese Passau jedoch nicht, wenn ich das Oberösterreichische Urkundenbuch und die von Max Heuwieser herausgegebenen „Traditionen des Hochstifts Passau“ (München 1930) als repräsentativ ansehen darf. Ich glaube also, daß man den regionalen Unterschieden noch stärkere Beachtung schenken muß. Amons Beispiele stammen vorwiegend aus dem Salzburger Bereich. Wenn in Passau nach 1100 der Ausdruck „parochia“ auftritt, so hat sich anscheinend doch nicht nur die Terminologie geändert, sondern das System. Daß den eigentlichen Übergang die Zeit des Investiturstreits darstellt, ist un schwer zu erraten. Es mag freilich sein, daß dieser einen bereits in Gang befindlichen Prozeß nur beschleunigt und zu einem einheitlichen Ergebnis gebracht hat. Die Entwicklungsstufen, die im städtischen Bereich von der „Stadtkirche“ zur „Stadtpfarrkirche“ führen, hat Amon scharf beobachtet und sprachlich meisterhaft dargestellt. Den Fragen „Stadt und Pfarre“ gelten auch die Ausführungen von F.-H. Hye, der der Stadt Innsbruck seine Aufmerksamkeit schenkt. Zu S. 145, wo auf „Pfarrsitze“ schon des 8. und 10. Jh. hingewiesen wird, habe ich Bedenken mit der verwendeten Terminologie. Findet sich diese tatsächlich in den Quellen? Über die Funktion der Lateinschule in Innsbruck sowohl im bürgerlichen als auch kirchlichen Kontext informiert W. Steiner. Die These, daß Nikolaikirchen Indikatoren für Kaufmannssiedlungen seien, versucht K. Blaschke auch am Beispiel Österreichs zu verifizieren. Bedenklich ist es allerdings, daß der Autor bei fehlenden Nachweisen entsprechend alter Kirchen diese einfach postuliert. Darauf hat schon F.-H. Hye in seinem im Anhang abgedruckten „Repliken“ hingewiesen, allerdings in einem Ton, der unter Gelehrten heute nicht mehr üblich sein sollte.